

# DER ROSENBAUM

## SABINE TETZNER

NOVELLE

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.verlagshaus-el-gato.de](http://www.verlagshaus-el-gato.de)

1. Auflage April 2014

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk darf - auch teilweise - nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: Merli Illustration und Malerei Hamburg

Satz: Verlagshaus el Gato

Lektorat: Andrea el Gato, Nina Nanula

dieses Werk erscheint ausschließlich als e-Book

e-ISBN: 978-3-943596-72-4

# Leseprobe

Fünf - eine magische Zahl, die mein Leben voll im Griff hielt. Fünfzig Jahre an Erfahrung und fünf Kinder im Alter von fünf bis fünfzehn. Ich seufzte. Magische Zahl hin oder her. Nun war sie endgültig vorbei, die Zeit der Jugend.

Schon lange vorbei, berichtigte ich, und dennoch fühlte ich mich nicht alt. Eigentlich fühlte ich mich nicht viel anders als vor zwanzig Jahren. Ich war immer noch fröhlich, aufgedreht und verrückt. ‚Peinlich‘ nannte es Lisa, meine älteste Tochter, die für meine spontanen Ausfälle wenig Verständnis zeigte.

Ich warf einen kritischen Blick in den Spiegel. Ganz passabel sah ich aus. Zumindest nicht wie fünfzig. Wenn ich mich da so an meine Großmutter erinnerte, die stets in kariierter Kittelschürze herumgelaufen war. Im Sommer in der ärmellosen Variante, im Winter mit schlichtem Blüschen darunter. Und das schon mit fünfzig. Wahrscheinlich auch schon mit vierzig, aber das wusste ich nicht. Da hatte es mich noch nicht gegeben. Gut, die Zeiten hatten sich gewandelt, und zumindest im Moment war ich mit diesem Wandel äußerst zufrieden. Ja, ich fand meinen Anblick samt Outfit okay.

Angezogen zumindest, dachte ich und musste grinsen. Alles andere interessierte sowieso niemanden mehr. Außer meinem Mann, und der kannte mich zur Genüge.

Ich war blendender Laune. Die Sonne schien, und die Temperaturen sollten heute ganze achtzehn Grad erreichen, obwohl wir bereits Ende November schrieben. Natürlich musste ich meine Einkäufe erledigen, immerhin wollten meine fünf hungrigen Kinder mittags gesättigt werden. Trotzdem würde genug Zeit für eine kleine Shoppingtour und - wenn ich mich beeilte - für eine Tasse Kaffee bleiben.

Zufrieden seufzte ich. Schön war es, wenn sie alle versorgt waren. Mein Mann und mein Kindersegen. Am liebsten hätte ich die Füße hochgelegt und mir ein Buch geschnappt, aber dann hätte die Zeit für die Shoppingtour nicht mehr gereicht, und ich musste zuvor noch dringend durch die Wohnung wischen. Wenigstens durch Küche, Bad und Wohnzimmer. Im Wischen besaß ich Routine. ‚Dreckverteilung‘ nannte es Bernd, mein Mann, wenn ich mit dem Wischmopp durch die Räume fegte. Er hatte keine Ahnung, wollte mich am liebsten immer noch schmutzige Wischlumpen ausringend am Boden knien sehen. So wie vor zwanzig Jahren. An welch unsinnigen Gepflogenheiten Männer doch festhalten konnten.

Gepflogenheiten, die sie selbst nicht verrichten mussten, gab die böse, kleine Stimme aus meinem Inneren ihren Kommentar ab. Das bisschen Putzen konnte meine gute Laune jedoch nicht schmälern.

Das Telefon klingelte. Ich warf einen kurzen Blick auf das Display: Ute.

Nicht schon wieder, fuhr es mir durch den Kopf. Dennoch nahm ich das Mobilteil aus der Ladestation.

„Ute ist im Krankenhaus“, stammelte Jochen. „Kannst du ihr Kleidung und Waschzeug vorbeibringen?“

Nicht schon wieder, wiederholte sich mein Gedankengang.

„Was?“, entfuhr es mir. „Was ist passiert?“, fragte ich weiter, dabei ahnte ich es fast.

Jochen seufzte resigniert. „Was fragst du denn, du weißt es doch längst?“

Natürlich wusste ich es. Kein Beinbruch, keine Blinddarmentzündung, kein normales Krankenhaus. Natürlich nicht. Die Nervenklinik. Wie immer. Ich hätte es wissen müssen, und ich hatte es gewusst. Und dennoch hatte ich nachfragen müssen. Mich ärgerte allein die Tatsache, dass Jochen das Krankenhaus nicht beim Namen hatte nennen wollen. Solche Dinge vermied er mir gegenüber für gewöhnlich. Wahrscheinlich, weil er wusste, dass sie mich ärgerten. Normalerweise erzählte er jedem – ob er es hören wollte oder nicht – Utes Leidensgeschichte. Seine arme Frau, seine bedauernswerte Frau und nochmals seine arme und bedauernswerte Frau. Aber arm und bedauernswert hin oder her: Er sprach stets in den höchsten Tönen von ihr. Jeder sollte wissen, dass sie einst ihr Abitur mit einem Notendurchschnitt von eins Komma noch irgendetwas absolviert und das folgende Studium nur abgebrochen hatte, weil sie ihre Eltern hatte finanziell unterstützen müssen. Ich kannte Ute damals schon. Die Wahrheit war: Sie landete aufgrund eines extremen Alkoholexzesses in der Klinik. Das war das erste Mal. Entweder hatte ihr beinahe-Freund sie sitzengelassen, oder ihr Traummann hatte sie verschmäht. Liebeskummer war der Auslöser gewesen, nicht die finanzielle Notlage ihrer Eltern. Nach Utes erstem Aufenthalt hatte sie die Klinik immer wieder besucht und kein Interesse für das Studium mehr aufbringen können. Traurig natürlich, aber Tatsache. Während all dieser Klinikaufenthalte hatte sie gelernt, einen Schuldigen zu suchen. Einen Schuldigen, der dafür verantwortlich war, dass sie keinerlei Eigeninitiative mehr aufgebracht hatte. Einen Schuldigen für ihr verpfushtes Leben.

Das Schlimmste aber war, dass selbst Jochen ständig das Opfer in ihr sah. In dieser Beziehung durfte ihm auch niemand widersprechen. Er konnte sehr zornig werden.

So behütete er sie, und beschützte sie vor allen äußeren Einflüssen. Es war eine einzigartige Katastrophe.

Besonders für Ute, dachte ich, behielt den Gedanken jedoch wohlweislich für mich.

War Ute tatsächlich in der Position des Opfers?

Ja, auf irgendeine Art und Weise schon. Ein Opfer ihrer selbst und das Opfer eines Mannes, der alles für sie tat und niemals ‚Nein‘ sagen konnte. Nur leider mochten Opfer auch gleichzeitig Täter sein. Manchmal gab es keine Grenze zwischen den beiden Begriffen, so absurd dies auch klingen mochte. Ich meinte damit nicht, dass Opfer ihre Täter animieren können, sondern, dass Opfer oftmals nur ihre eigenen Probleme vor Augen haben und in ihrer Hoffnungslosigkeit schonungslos andere Menschen mit ins Verderben ziehen können. Früher wären mir solche Gedankengänge fremd gewesen, und ich hätte diese Ansicht als herzlos abgetan. Mittlerweile wusste ich es jedoch besser.

Mir graute es schon vor Utes heutiger Geschichte.

Hatte sie wieder Abschiedsbriefe – samt Schuldzuweisungen – an ihre Eltern und Freunde verteilt? War sie wieder mit einer Flasche Schnaps und einem Päckchen Schlaftabletten durch die Stadt getorkelt? Oder hatte sie wieder einmal als Falschfahrerin auf der Autobahn sterben wollen?

All dies hatte ich bereits erlebt. Zu oft. Jedes Mal war ich losgerannt, hatte versucht, das Schlimmste zu verhindern. Nie war jedoch irgendetwas geschehen und das nicht nur wegen meines schnellen Handelns. Aber ich war müde, hatte den Glauben an irgendwelche Kamikazeaktionen verloren. Dennoch belastete mich dieser Zustand, und ich fragte mich ernsthaft, ob es mir nicht lieber gewesen wäre, wären wir uns nie begegnet.

„Besuchst du sie nun?“ unterbrach Jochen meinen Gedanken.

„Ja“, gab ich lediglich von mir, um keine endlose Diskussion loszutreten.

Vorbei war es mit der geplanten Shoppingtour und einem gemütlichen Kaffee. Die Sonne schien immer noch, doch irgendwie strahlte sie weniger hell als noch vor wenigen Minuten. Aber immerhin hatten wir bereits November.

Was wollte ich da noch groß von der Sonne erwarten?

Meine Stimmung verdüsterte sich zusehends. Eigentlich hätte es auch regnen können.

„Hmm“, machte Jochen nur. Ein Danke hätte es wenigstens sein können. „Ich stelle die Reisetasche in die Garage.“ Ein zischendes Geräusch ertönte. Er hatte erleichtert ausgeatmet. „Du verstehst schon, die Arbeit. Das Seminar ist verdammt wichtig.“ Da war er wieder, dieser erklärende, belehrende Tonfall, den ich so an ihm verabscheute. Immer ein wenig von oben herab. Dabei fragte ich mich, auf was er sich überhaupt etwas einbildete.

Bestimmt nicht auf sein Aussehen, dachte ich oder besser gesagt der böse, kleine Teufel, der von Zeit zu Zeit durch meine Gedanken tanzte.

Nein, hübsch konnte man Jochen wirklich nicht nennen. Ich sah ihn förmlich vor mir, wie er nervös an seiner Krawatte herumfingerte. Er wirkte immer ein wenig fahrig, nichts passte so richtig zueinander, obwohl er auf Businesskleidung großen Wert legte.

Auf unmoderne Geschäftskleidung, fuhr es mir durch den Kopf, und ich musste grinsen. Grinsen, trotz vermasseltem Vormittag. Grinsen, trotz sämtlicher böser, kleiner Teufel, die durch meinen Kopf turnten.

„Wie lange?“, wollte ich wissen.

„Zwei Wochen. Am Wochenende komme ich nach Hause.“

Wie gnädig, dachte ich, sprach die zwei Worte aber natürlich nicht aus.

„Unter der Woche nicht?“ Diese Frage konnte ich mir dennoch nicht verkneifen.

„Ich fahre mit dem Zug“, stotterte er.

„Aber Ute braucht das Auto doch nicht.“

Der ist froh, wenn er seine Ruhe hat, drängte sich mir der Gedanke förmlich auf.

„Ich habe die Karten schon letzte Woche besorgt“, verteidigte er sich.

Um Ausreden war Jochen nicht verlegen. Mir fielen keine passenden Gegenargumente ein, und ich empfand eigentlich keine Lust, mich weiter mit ihm zu unterhalten. Aus diesem Grund stimmte ich allem zu, worum er mich gebeten hatte, und legte auf.

Ein tiefer Seufzer entrang sich mir. Meine magische Fünf schwand. Sechs Kinder: Fünf eigene und Ute. Ich sollte mir endlich ein dickeres Fell anschaffen und versuchen, dieses dumme Helfersyndrom auszuschalten. Immerhin konnte ich nicht die ganze Welt retten.

Trotzdem hetzte ich los, holte die gepackte Reisetasche aus Jochens Garage und fuhr weiter zum sogenannten Krankenhaus. Ich hasste diese unangenehmen Gänge, und als ich schließlich bei der Klinik ankam, fühlte ich mich immer noch nicht besser. Ich mochte das Gelände nicht. Das fing schon damit an, dass man keinen vernünftigen Parkplatz für Besucher geschaffen und der Parküberwachungsdienst Freude daran hatte, all diejenigen aufzuschreiben, die versuchten, ihr Fahrzeug in die kleinen Freiflächen zwischen den Grünanlagen zu pressen. Auch ich hatte gerade noch eine winzige Lücke vor einer Parkbank ergattert. Schnell sah ich mich um. Kein genervter Patient oder Besucher, der sich über meinen Wagen beschweren könnte, war in Sicht. Und dem Parküberwachungsdienst war es hoffentlich noch zu früh. Immerhin begann die eigentliche Besuchszeit erst nachmittags. So machte ich mich - trotz Knöllchen im Auge - auf den Weg.

Als ich durch die schwere Schwingtür trat, fiel mir sofort ein weiterer Grund ein, warum ich das antike, sandsteinerne Gebäude nicht mochte: Es erinnerte mich immer an ein Gefängnis. Vielleicht stellte es dies in einer gewissen Art und Weise auch dar. Es sah schon frustrierend aus. Keine sonnendurchfluteten Korridore, sondern lange, dunkle Gänge, eine Vielzahl an Treppen und kein Aufzug. Zumindest nicht für Besucher.

Und was ist mit den Gehbehinderten?, fragte ich mich. Aber es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. So schnaufte ich die ausgetretenen Steinstufen zum dritten Stock hinauf, in dem sich die geschlossene Frauenstation befand.

Eine Glastür wie jede andere auch, aber mit der Besonderheit, dass sie sich nicht öffnen ließ, trennte die Station vom restlichen Gebäude.

Ein bisschen wie im Zoo, dachte ich. Man konnte sich ansehen, winken, aber nicht hindurchgehen. Zumindest nicht ohne Erlaubnis. Doch ich musste nicht klingeln. Die Schwester grüßte und öffnete kommentarlos die Tür. Ich war bereits bekannt. Ein kurzer Blick zum Pfleger. Er hob drei Finger. Ich nickte und schenkte ihm ein Lächeln. Also Zimmer drei. Natürlich wusste ich nicht auf Anhieb, wo ich dieses Zimmer finden konnte. Ich musste mich erst an den Raumnummern orientieren. Es existierte außerdem eine Raumeinteilung nach Blumen. Hätte er gerufen „Im Rosenzimmer“, hätte ich sofort gewusst, wo ich Ute finden konnte, aber das hatte er nicht. So lief ich etwas planlos von den Nelken zu den Maiglöckchen, warf dabei einen schnellen Blick in den Gemeinschaftsraum und auf den vergitterten Balkon.

Keine Ute, aber viele junge Mädchen, registrierte ich und fand es traurig. Sehr traurig. Ich dachte an meine Kinder, fand es noch trauriger und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass ihnen so ein Weg einst erspart bleiben mochte. Ich wünschte mir beziehungsweise ihnen einen guten Weg. Einen Weg ohne Trauer, Verzweiflung und Leere, sondern mit der Perspektive auf ein zufriedenes Leben.

Schnell verscheuchte ich die trübsinnigen Gedanken. Ich war nur hier, um Kleidung vorbeizubringen. Nicht, um mir über die Zukunft meiner Familie den Kopf zu zerbrechen.

Endlich hatte ich das Zimmer Nummer drei gefunden. Das Veilchenzimmer.

Hier hat Ute noch nie gelegen, dachte ich und trat ohne anzuklopfen ein. Visite. Mist! Eine Entschuldigung bereits auf den Lippen, wollte ich kehrtmachen.

„Bleiben Sie nur!“, sprach mich der Arzt an.

„Rosenbaum“, stellte er sich vor.

Erstaunt riss ich die Augen auf und verkniff mir ein Wie komme ich denn zu der Ehre?

„Stenglein“, meinte ich stattdessen und ergriff die ausgestreckte Hand.

„Sie sollten ein bisschen besser auf ihre Freundin aufpassen“, bemerkte er streng.

Sofort wollte ich aufbegehren. Was bildete sich dieser Arzt ein? Konnte er sich vorstellen, was Ute mir schon alles zugemutet hatte?

Plötzlich bemerkte ich ein kleines, fast unsichtbares Lächeln, das um seine Lippen spielte, und ich wusste, er hatte den Satz nicht ernst gemeint. Ein Mediziner mit Sinn für Humor? Fast war ich überfordert.

„Mir geht es nicht gut, Heinz“, ertönte in dem Moment Utes schwaches Stimmchen.

Heinz? Hatte ich mich verhört? Duzte sie den Arzt etwa?

Ich warf ihm einen interessierten Blick zu. Wieder schmunzelte er. Fast schien es, als wolle er mit Ute flirten? Oder etwa mit mir?

Quatsch, ermahnte ich mich. Trotzdem gab mir das vertrauliche Getue zu denken.

Kannte Ute ihn schon länger?

Oder sollte dieses Verhalten das Vertrauen zwischen Arzt und Patienten stärken?

Ich fand jedenfalls keine Erklärung, und gesehen hatte ich ihn zuvor auch noch nie.

Oder doch?

Wäre er mir früher überhaupt aufgefallen?

Normalerweise lief ich mit Scheuklappen vor den Augen durch die Gegend. Ich persönlich nannte es: den Blick aufs Wesentliche gerichtet, aber nicht jeder teilte meine Ansicht. Auch egal.

Unauffällig führte ich die Musterung fort.

Eigentlich war er alt, dachte ich. Bestimmt schon an die Sechzig. Eine Brille saß auf seiner Nase. Brillen hatten mir noch nie gefallen.

Trotzdem hatte er etwas, bemerkte ich widerwillig. Ich hätte mich zumindest an ihn erinnern müssen.

Aber was hatte er denn? Das gewisse Etwas? - Nee. Er war nicht gut aussehend. Oder doch?

Seit wann stand ich auf ältere Herren? - Dumme Frage. Ich stand nicht auf ältere Herren. Eigentlich stand ich auf gar keine Männer. Schon lange nicht mehr. Ich stand auf gar nichts. Ich war Ehefrau und Mutter. Das bedeutete mein Leben. Das und nichts anderes. Die letzten fünfzehn Jahre.

„Wir schaffen das schon.“ Ein beruhigender, aufbauender Tonfall.

Ich spitzte die Ohren, versuchte aber gleichzeitig, nicht allzu neugierig zu wirken.

Ute ergriff seine Hand. „Danke, Heinz.“

Was für ein Schmalz! Fast hätte ich würgen müssen. Ich stand definitiv nicht auf schmalzige Ärzte und auch nicht auf Ärzte, die sich von schmalzigen Äußerungen beeindrucken ließen. Die Sache mit dem gewissen Etwas war eine Fehlschätzung meinerseits gewesen. Ich hatte nicht genau hingesehen.

Oder hingehört, fügte ich in Gedanken hinzu.

„Tschüss, Frau Stenglein“, verabschiedete er sich von mir. Wieder streckte er mir die Hand entgegen. Ich guckte im ersten Moment ein wenig dumm aus der Wäsche, ergriff sie dann aber trotzdem.

„Tschüss“, antwortete ich brav.

## 2

Utes Mundwerk ging am laufenden Band. Vergessen waren die Tragik ihres Lebens, Kummer und Sorgen. Herzensarzt war angesagt. Heinz hinten und Heinz vorne. Ich bekam glatt die Krise. Armer Jochen! Nein, nix armer Jochen! Er war selbst schuld, hätte er ihr doch nicht immer alles in den Hintern geschoben.

Natürlich konnte Ute meine Gedanken nicht hören, aber ich war schon eine erbärmliche Freundin. Allein diese gemeinen Dinge, die mir so durch den Kopf gingen. Dennoch hatte ich kein schlechtes Gewissen. Immerhin war ich noch für Ute da. Nach all der Zeit und nach all den Dramen. Viele hatten nicht so lange durchgehalten. Eigentlich niemand. Ich konnte es sogar verstehen. Das sollte mir erst einmal jemand nachmachen. Sofort zur Stelle sein und sich dann noch diese pubertäre Schwärmerei anhören müssen. Mein Tag war endgültig gelaufen. Ich freute mich von ganzem Herzen darauf, nach Hause zu fahren und meine pflegeleichte Familie anzutreffen.

Nach unendlich langen dreißig Minuten beendete ich den Besuch in der Klinik. Ich brauchte dringend frische Luft. Insgeheim war ich sauer. Schrecklich sauer. Und genauso stapfte ich aus der Station hinaus.

„Eine freundlichere Miene bitte, Frau Stenglein.“ Erschrocken fuhr ich zusammen und blickte in Rosenbaums leicht amüsiert wirkendes Gesicht.

„Was haben Sie denn mit der gemacht?“, entfuhr es mir.

„Was meinen Sie?“ Wieder spielte dieses kleine Lächeln um seine Lippen.

„Äh“, stammelte ich verlegen. „Nichts.“

„Wir bekommen Ihre Freundin schon wieder hin.“

„Davon bin ich überzeugt“, knurrte ich.

„Das freut mich.“ Erneut lächelte er. Ich überlegte, ob dieser Gesichtsausdruck ernst gemeint war oder ob er sich insgeheim über mich lustig machte.

„Vielleicht habe ich noch die eine oder andere Frage an Sie“, fuhr er fort.

„An mich?“ Erstaunt riss ich die Augen auf.

„Ja, an Sie.“ Er nickte, als wäre es das Normalste auf der Welt, wenn ein Arzt die Besucher seiner Patienten mit Fragen belästigte. „Ich gebe Ihnen meine Visitenkarte mit.“

Er fummelte in seinem weißen Arztkittel herum und hielt mir ein grün umrandetes Kärtchen unter die Nase. Verwirrt warf ich einen kurzen Blick darauf: sogar mit Handynummer und Mailadresse.

Was sollte ich damit?

Erwartete er nun, dass ich ihm ebenfalls ein Kärtchen reichen würde?

Ende der Leseprobe